

IVO PALA

SCHWARZER HORIZONT

DARK WORLD SAGA 1

ROMAN



KNAUR*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de
www.facebook.com/KnaurFantasy/



Originalausgabe Oktober 2016
Knaur Taschenbuch
© 2016 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: Guter Punkt Agentur für Gestaltung
Umschlagabbildung: Lorenz Hideyoshi Ruwwe, Berlin;
Mark William Penny/shutterstock
Illustration: Mark William Penny/shutterstock
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51915-8

*Für Franziska
in Liebe und in tiefer Dankbarkeit
für einen zauberhaften Tanz zwischen den Welten*

Sie sagen, solange jeden Morgen die Sonne aufgeht,
besteht Hoffnung. Hoffnung, dass alles wieder gut wird,
ganz egal wie schlimm es auch kommen mag.
Was aber, wenn sie nie wieder aufgeht, die Sonne?
Was, wenn es dunkel bleibt ... für immer ...



HERAUS
AUS DEM
DUNKEL ...
INS HERZ
DER
FINSTERNIS

RAYMO

Hochland von Calda

Dunkelheit. Eiskälte. Vom Frost zerfressene Baumriesen. Abgestorbenes Unterholz, spitz und scharf wie Speere. Unheilvolle Stille. Der Moment, in dem man spürt, dass etwas nicht stimmt.

Raymo machte sich auf den Tod gefasst. Die nächsten Momente würden entscheiden, ob es sein eigener wäre. Etwas oder jemand lauerte im dichten, weiten Wald. Etwas, das ebenso auf der Jagd war wie er selbst. In diesen Zeiten der Not, in denen Tageslicht nur noch eine längst verblasste Erinnerung war, jagte jeder alles ... und alles jeden.

Raymo reagierte eilig, aber nicht hastig. Ohne das Unterholz vor ihm aus den Augen zu lassen, biss er in die Spitze seines an den Nähten zerschlissenen Schafsflederfäustlings und zog ihn sich von den vor Kälte starren Fingern. Er ballte die Hand mehrere Male hintereinander schnell zur Faust. Die Durchblutung musste in Schwung gebracht werden. Dabei griff er mit einer langsamen Bewegung nach dem Köcher an seiner Hüfte, um einen der fast drei Fuß langen Pfeile herauszuangeln. Die gefrorenen Gänsefedern stachen ihm tief in die Fingerspitzen. Raymo ignorierte es.

Es war schwer bis unmöglich, in den ihn umgebenden Schatten etwas zu erkennen, aber Raymo wusste, dass er sich auf seine Instinkte verlassen konnte: Er war nicht länger der Jäger, er war der Gejagte.

Seit nunmehr zwei Jahren war die Welt in anhaltender Dunkelheit gefangen. Seit dem Tag des Weltendonners, der das ganze Land erschüttert und ihm ein neues Gesicht gegeben hatte. Ein finsternes Gesicht, ein hässliches, ein sterbendes. Von einem Moment auf den anderen war damals die Sonne verschwunden, hinter einer dicken, tiefhängenden Decke aus Aschewolken. Von da an war es unaufhörlich kälter geworden. Woche für Woche, Monat für Monat. Inzwischen herrschte hier im Hochland von Calda auch im Sommer tiefer Winter. Doch anders als in den zurückliegenden Wintern von Raymos Kindheit waren Schnee und Eis nicht länger weiß. Sie – wie auch der Himmel – waren schmutzig grau wie der Schiefer der Berge des Nordens.

Während Raymo den Pfeil auf die Sehne des gegen die Kälte mit Seehundtran eingefetteten Eibenbogens legte, lauschte er in die unheilvolle Stille hinein. Alles, was er hörte, war der schneller gewordene Schlag seines eigenen Herzens. Er konzentrierte sich darauf, langsamer und tiefer zu atmen, und sog die eisige Luft, so tief es seine Lungen zuließen, durch die Nase ein, um zu wittern.

Gleich darauf verzog er das Gesicht. Es roch ganz schwach süßlich. Nach Verwesung.

Ripper?

Ripper rochen nach Verwesung. Zumindest erzählte man sich das an den Lagerfeuern der Stämme. Ammenmärchen, um kleine Kinder zu erschrecken, wusste Raymo, damit sie nicht alleine in die uralten, gefährlichen Wälder Caldas gingen.

Trotz des Ekels, den die süßlich verdorbene Witterung in Raymo hervorrief, hatte sie etwas Verlockendes. Er hatte seit Tagen nichts gegessen außer Wurzeln und Baumrinde. In seinen Eingeweiden wütete der Hunger wie eine verletzte Schlange. Es wäre bei Weitem nicht das erste Mal, dass Raymo sich von Aas ernährte. Die Kadaver verendeter Tiere standen schon lange auf dem Speiseplan der Hochländer. Überleben war alles.

Aus dem Augenwinkel heraus sah Raymo eine Bewegung in den Schatten. Vielleicht auch nur den Schatten einer Bewegung. Er wandte den Kopf in die Richtung, doch da war nichts. Spielten ihm seine Sinne einen Streich? Konnte er sich wirklich noch auf seine Instinkte verlassen? Hunger kann Seltsames mit einem anstellen. Raymo durfte nicht zulassen, dass er ihn die lauernde Bedrohung vergessen ließ. Aber was, wenn er sie sich nur einbildete? Wenn es gar keine Bedrohung gab, sondern nur ein verendetes Tier ganz in der Nähe?

Der Duft nach Verwesung wurde zunehmend stärker – und immer verlockender. Raymo fühlte, wie ihm das Wasser im Mund zusammenlief, und verfluchte sich dafür.

Vorsicht ist der bessere Teil der Tapferkeit, ermahnte er sich. Wo es Kadaver gibt, gibt es auch Raubtiere – oder Aasfresser. Zu viele Jäger seines Stammes waren in den vergangenen Wochen nicht mehr aus den Wäldern zurückgekehrt. Er entschied sich dafür, sich zurückzuziehen. Er würde sein Jagdglück woanders versuchen.

Mit beinahe schon zäher Langsamkeit setzte er sich rückwärts in Bewegung. Seine Schritte knirschten alarmierend laut im harschigen Schnee. Er hielt den Blick weiter nach vorn gerichtet auf die Stelle, wo er die Bewegung gesehen oder zu sehen geglaubt hatte, und lauschte dabei nach hinten, um sicherzustellen, dass ihn von dort nichts oder niemand überraschte.

Die Stille hatte etwas Lebendiges; so als würde sie ihn umzingeln. Raymos Anspannung wuchs mit jedem Herzschlag. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Wachsamkeit und aufsteigende Furcht rangen miteinander. Die Angst war das einfachere Gefühl. Sie legte sich um seine Brust wie eine eisige Faust und drohte ihn zu lähmen. Er wusste, dass er das nicht zulassen durfte, wenn er die nächsten Minuten überleben wollte.

Renn!, riet eine Stimme in seinem Kopf. *Jetzt! So schnell du nur kannst!*

Einer Bedrohung den Rücken zukehren?, fragte eine zweite zweifelnd. Das ist nur eine gute Idee, wenn du schnell sterben willst. Bleib stehen und stell dich wie ein Mann!

Raymo merkte, dass er den Bogen in seiner Linken so verkrampft gepackt hatte, dass ihm die Finger schmerzten. Er lockerte den Griff.

Der Schatten bewegte sich wieder. Diesmal gab es keinen Zweifel. Das Ding war nur zehn Meter entfernt. Es schälte sich aus der Dunkelheit und nahm dabei mehr und mehr Gestalt an. Es war riesig.

Raymo musste nicht erst warten, bis er es noch deutlicher sehen konnte, ehe er wusste, was es war, das sich da auf ihn zubewegte:

Ein Bär! Der größte, den Raymo je gesehen hatte.

Das zottige Fell der Bestie war an den Spitzen mit schmutzigem Eis bedeckt. Schnauze und Klauen, von denen jede so lang war wie Raymos Jagddolch, waren verklebt mit einer Schmiere aus Eingeweiden und altem Blut. Der warme Atem dampfte in kräftigen Stößen im Zwielflicht. Die für den gewaltigen Leib überraschend kleinen Augen fixierten Raymo, und wenn auch der Kopf, der fast so groß war wie Raymos ganzer Oberkörper, mit jedem Schritt, den der Bär machte, hin und her schwankte, ließen sie nicht einen Moment von Raymo ab.

Raymo wusste, die einzige Chance, einen Bären dieser Größe mit Pfeil und Bogen zu töten, war, ihn in genau eines dieser kleinen Augen zu treffen. Ein Schuss, der selbst bei bestem Wetter und strahlendem Sonnenschein fast unmöglich zu bewerkstelligen war. Jetzt, in dieser Dunkelheit und mit steifgefrorenen Händen und Fingern ...

Versuchen musste er es.

Während er den Bogen in Anschlag brachte, verlagerte er sein Gewicht auf beide Füße, um einen so festen und vor allem ruhigen Stand wie möglich zu haben, und zielte über den Schaft seines Pfeiles auf das linke Auge.

Der Bär hielt mitten in der Bewegung inne. Raymo hatte das Gefühl, dass das Tier ihn fast schon neugierig betrachtete, so als würde es sich fragen, was der kleine Mensch jetzt wohl vorhatte. Einen tiefen, aber ruhigen Atemzug lang gab Raymo sich der Hoffnung hin, womöglich doch ins Schwarze treffen zu können.

Er zog die Sehne so weit zurück, dass ihm von der Anstrengung die kältesteife Schulter schmerzte. Der Pfeil musste mit aller Kraft geschossen werden, wenn er den Bären mit einem Schuss fällen sollte. Und das musste er. Falls Raymo ihn nur verletzte, würde er sich in waidwunder Wildheit auf ihn stürzen. Allein mit einem einzigen Schlag seiner Tatze könnte er Raymo mühelos den Kopf von den Schultern trennen, und seine Klauen waren so scharf, dass selbst wenn sie ihn nur an Brust, Seite oder Bauch streifen sollten, sie Raymo dennoch ausweiden würden wie Schlachtvieh.

Der Bär zeigte keinerlei Anzeichen dafür, dass er fürchtete, was der Mensch da in den Händen hielt. Entweder war er noch nie einem Jäger mit Pfeil und Bogen begegnet oder er wusste, dass ihm die Waffe wegen seines dichten Fells, der dicken Haut und der festen Muskeln nichts anhaben konnte.

Raymo ließ den Pfeil los. In der absoluten Stille klang die schnellende Sehne so laut wie der Knall einer Peitsche. Der Pfeil schoss kerzengerade auf das Auge des Bären zu, und Raymos Mundwinkel verzogen sich zu einem triumphierenden Lächeln. Heute Nacht würde er speisen wie ein Fürst. Bärenfleisch war eine Delikatesse; ganz besonders das fettige Fleisch ihrer Tatzen.

Im Bruchteil eines Herzschlags, ehe der Pfeil sein Ziel finden konnte, drehte der Bär den Kopf zur Seite. Ganz leicht nur, aber es war genug. Das Geschoss verfehlte, rutschte am Schädel des Bären ab, zerfetzte die Spitze seines Ohres und verschwand weit hinten in der Dunkelheit. Der Bär brüllte schmerz erfüllt auf.

Raymo zögerte nicht einen Augenblick. Er ließ den Bogen in den Schnee fallen, wirbelte herum und sprintete los. Schon im nächsten Moment hörte er die schnellen, schweren und weit ausholenden Schritte hinter sich. Er verwarf den Gedanken, Schutz auf einem Baum zu suchen. Der Bär würde ihm nachklettern und ihn aus den Ästen pflücken wie einen reifen Apfel.

Raymo warf sich nach links, kurvte halb um einen der vielen Stämme und hechtete dann nach rechts zum nächsten. Wieder und wieder schlug er Haken, hörte den Bär hinter sich ausrutschen und mit wütendem Knurren in die neue Richtung wechseln. Gehetzt suchte Raymo in der Dunkelheit nach Stellen, wo die Bäume dicht standen, wählte die engsten Passagen und Unterholz und Gestrüpp, das gerade so hoch war, dass er noch darüber hinwegsetzen konnte. Zweige peitschten ihm ins Gesicht, schlugen blutige Striemen. Dornen zerrissen das dicke Schweinsleder seiner Jacke und Hose.

Sein Herz schlug so schnell und hart, dass es in seinen Ohren trommelte, und sein keuchender Atem stieß Wolken in die Luft. Die Kälte biss ihm in Rachen und Lungen, und die Augen trännten vom Frost.

Er durfte nicht einen Moment innehalten. Kaum hatte er ein paar Meter Vorsprung erkämpft, holte der Bär auch schon wieder auf. Das Hin und Her ließ Raymo die Orientierung verlieren, und bald wusste er nicht mehr, wo er war. Als Jäger konnte er sich gut aus in den Wäldern, aber hier erschien ihm nichts mehr vertraut. Seine Muskeln begannen zu krampfen, und immer öfter rutschte er auf Schnee und gefrorenem Moos aus. Das knurrende Keuchen des Bären war jetzt ganz dicht hinter ihm.

Vor sich sah Raymo eine hohe Hecke. Früher einmal Brombeeren, jetzt kahl vom Frost. Dornen so lang wie ein halber Finger. Raymo sammelte all seine Kraft und rannte, so schnell er konnte, darauf zu. Sie war zu hoch, um darüber zu springen – aber genau darin bestand seine Chance. Im Lauf riss er seine

Jacke auf, zog sie aus, und wenige Schritte ehe er die Hecke erreichte, schleuderte er sie hoch und nach vorne. Sie landete auf halber Höhe der Hecke. Raymo holte Schwung und sprang, so fest er konnte, hinterher. Er landete auf der Jacke, die ihn davor bewahrte, sich in den Dornen zu verfangen. Von hier aus hechtete er über den Rest des Gestrüpps hinweg ... und dahinter direkt über den Rand einer steilen Böschung.

Raymo versuchte noch, sich festzuhalten, doch der Schwung war zu groß. Mit einem wütenden Fluch auf den vor Kälte aufgeplatzten Lippen stürzte er sich überschlagend über zehn Meter tief den Steilhang hinunter – und knallte auf das dreckige Eis eines zugefrorenen Sees.

Der Aufprall war so hart, dass er sich nicht sicher war, ob das fürchterliche Krachen von der Eisdecke kam oder von seinen eigenen Knochen. Der Schmerz war auf jeden Fall derart heftig, dass ihm augenblicklich schwarz vor Augen wurde. Er schmeckte Blut. Das war das Letzte, was er wahrnahm, dann verlor er das Bewusstsein.

Mit einem Mal war Raymo in einer anderen Welt; in der Welt, wie sie war, vor der Katastrophe. Er war auf Wolfshöhe, der Burg seines Vaters Llugh Ten Mayne und dessen Väter vor ihm, der Burg seines Hochlandklans – und es war hellichter Tag. Ein ganz besonderer Tag. Der Tag von Raymos Vermählung; der Hochzeit mit Kaecee, der jüngsten Tochter des Unterdrückers aus Twyddyn im Süden. Die Verbindung sollte endlich Frieden schaffen zwischen den beiden Völkern. Raymo hatte ihr widerstrebend zugestimmt, um das nun schon Jahrzehnte anhaltende Blutvergießen zu beenden. Die Alternative wäre der völlige Untergang seines Volkes gewesen.

Die bevorstehende Hochzeit war nicht das Einzige, was diesen Tag besonders machte. Es war zugleich der Tag des Weltendonnerts. Die Oberhäupter der umliegenden Klans und ihre Familien und Vertrauten hatten sich aus allen Teilen des Hochlands versammelt, ebenso zahlreiche Aristokraten aus

Twyddyn – Letztere ohne Familien, dafür aber mit einer demonstrativ hohen Zahl an Leibgarden, um deutlich zu machen, wer inzwischen die wahren Herren in Calda waren.

Wolfshöhe war geschmückt wie schon seit der Hochzeit Llugh Ten Maynes nicht mehr; Jahre vor der Geburt Raymos. Fahnen auf den klobigen Türmen und Wehrgängen, bunte Zelte auf dem Burgplatz und den gerodeten Feldern vor der Festung. Die der Klans aus Leder und Fellen, die der Adligen aus Twyddyn aus fein gewebtem Leinen. Schausteller und Gaukler, Musikanten und Tänzerinnen. Speisekammern und Weinkeller waren bis zum letzten Regal und Fass geleert worden, um aufzutischen und Hunderte hungriger und durstiger Mäuler zu bewirten – in Erinnerung an all das, was es damals noch zu essen gab, lief Raymo das Wasser im Mund zusammen. Es gab Turniere mit Lanzen und Schwertern, Ringkämpfe, tanzende Bären und Hunde, Falkenbeiz und Artisten – darunter Jongleure und Messerwerfer, Trapezkünstler und Seiltänzer.

Kaecees Vater, Arl Duard ak Aeton, hatte die Kosten für all das übernommen – kein zu hoher Preis für die Herrschaft über den Norden. Ein weiterer Feldzug gegen die Klans hätte ihn wesentlich mehr gekostet.

Die eigentliche Zeremonie sollte im Heiligen Hain auf der Spitze der Klippennadel stattfinden, die Wolfshöhe ihren Namen verliehen hatte; einige hundert Meter südlich der Burg, hoch über dem schmalen Meerarm, der das Herz Caldas mit der See im Osten verband.

Es kam nie dazu! Raymo sah ihn wieder vor sich, den Moment, in dem sich alles veränderte. Die ganze Gesellschaft hatte sich auf der Lichtung des den alten Göttern geweihten Waldes versammelt. Zwei Halbkreise. Links die Klans des Hochlands, rechts die Fürsten aus Twyddyn. In der Mitte ein freier Gang hin zum Schatten unter der frei stehenden Dra'Sul, der uralten Eibe, die der Legende nach schon hier auf der Klippe gestanden hatte, als die ersten Menschen sich in Calda ansiedelten; Flücht-

linge eines verheerenden Krieges weit im Südosten, eines Krieges am Anfang der Zeit.

Dort unter der Dra'Sul hatte Kaecee, die Raymo heute zum ersten Mal zu Gesicht bekommen sollte, und mit ihr zusammen die Priesterinnen und Priester und die beiden Familien darauf gewartet, dass Raymo alter Sitte gemäß als Erbe des Landes und fleischgewordener Geist des Neuanfangs zu ihnen geführt wurde von seiner Mutter Rytta, der obersten Schamanin des Klans.

Die beiden hatten den Weg schweigend zurückgelegt. Raymo hatte seine Mutter nie ernster gesehen. So ernst, dass das strahlende Weiß ihres Kapuzenumhangs grau wirkte und die Edelsteine, die sie ins an den Schläfen schon leicht ergraute Haar geflochten hatte, trotz der hochstehenden Sonne stumpf und blind. Er wusste, sie ging die Verbindung mit den Räufern aus dem Süden ebenso widerstrebend ein wie er selbst, aber auch sie hatte sich dem Leben ihres Volkes zuliebe dem Heiratshandel gebeugt.

Tote leben nicht in Freiheit, hatte sie gesagt, als Raymo sie um ihren Rat gebeten hatte, *aber eure Kinder und Kindeskinde vielleicht*. Das hatte den Ausschlag gegeben, der Ehe mit Kaecee ak Aeton zuzustimmen.

Schon vom inneren Rand der Lichtung aus konnte Raymo die Prinzessin aus Twyddyn sehen, wie sie neben ihrem Vater im Schatten der Dra'Sul stand, vom Scheitel bis zu den Füßen gehüllt in weite dunkelrote Schleier aus einem Stoff so zart und fein, wie Raymo ihn noch nie gesehen hatte.

Raymo würde niemals erfahren, wie sie darunter aussah.

Sooft er später auch an diesen Augenblick zurückdenken würde, er war niemals ganz sicher, ob er den gewaltigen Donner zuerst gehört oder vorher gefühlt hatte. Es war ein so lauter Schlag, dass Raymo noch Stunden später nahezu taub war. Er kam von Norden, von hinter Raymo und seiner Mutter. Die Erschütterung im Boden war so stark, dass sie beide von den Füßen gerissen

wurden. Sehr viel schlimmer aber erging es denen, die vor ihnen auf der weit in die Luft herausragenden Klippe standen.

Das Beben brach den Felsen auf. Das Bersten des uralten Gesteins war beinahe noch einmal so laut wie der Donner selbst. Im nächsten Augenblick war die Klippennadel nicht mehr da, und mit ihr in der Tiefe verschwunden waren die Dra'Sul, Kaecee, ihr Vater, Raymos Vater, die Oberhäupter der Hochlandklans und sämtliche Adlige Twyddyns, die Calda unter ihr Joch gezwungen hatten.

Raymos Mutter war zuerst wieder auf den Füßen. Ihr Gesicht war aschfahl und von einem Schmerz verzerrt, der nichts zu tun hatte mit den Schrammen an ihrem Körper, die sie sich beim Sturz zugezogen hatte. Der Blick ihrer ungläubig weit aufgerissenen Augen war in die gähnende Leere gerichtet – auf den Ort, an dem eben noch ihr Mann gestanden hatte. Raymo sah, dass sie schrie. Er konnte nicht hören, was, aber er konnte den Namen von ihren Lippen lesen: »Llugh!«

Noch ehe er reagieren konnte, war sie schon losgerannt. Er rappelte sich auf, sprintete ihr hinterher. Fast hätte er sie noch erreicht. Er streckte seinen Arm aus; die Fingerspitzen berührten ihren im Lauf wehenden Umhang. Doch gerade als er zufassen wollte, sprang sie. Raymo musste sich nach hinten werfen, um nicht selbst vom Schwung seines Laufs über die neue Kante der Klippe geschleudert zu werden. Auf allen vieren krabbelte er zum Rand, merkte erst jetzt, dass seine Wangen nass waren von Tränen, dass er am ganzen Leib zitterte. Er blickte hinab in die Tiefe, wo das Wasser auf einer Fläche von mehreren hundert Metern noch brodelte von dem Geröll, dem halben Wald und all den Menschen, die gerade ihr schreckliches Ende gefunden hatten.

Er spürte plötzlich, dass seine Kiefer schmerzten, so weit hatte er den Mund aufgerissen zu einem verzweifelten Schrei, den er selbst nicht hören konnte. Er wusste nicht, wie lange er dort so kauerte, aber als er endlich den tränennassen Blick vom inzwischen wieder ruhigen Wasser des Meerarms löste, wogten

die ersten schwarzgrauen Wolken von Norden her über den Himmel.

Seitdem hatte Raymo die Sonne nicht mehr gesehen.

Plötzlich hörte Raymo wieder, und mit einem Mal waren die Bilder dieses schicksalhaften Tages verschwunden. Es war dunkel. Noch dunkler als sonst. Raymo merkte, dass das daran lag, dass er die Augen geschlossen hatte – und dann wurde ihm bewusst, was es war, das er da hörte. Es war ein wütendes Brüllen. Und es war ganz nah.

Er öffnete die Augen und fand sich auf dem Eis eines Sees liegend wieder. Sein ganzer Leib schmerzte, und nicht nur in seinem Mund war Blut. Ihm war kalt, entsetzlich kalt. Er vermisste seine Jacke und erinnerte sich schwerfällig daran, dass er sie über eine Brombeerhecke geworfen hatte, um darüberzuspringen. Plötzlich wusste er auch wieder, wovor er geflohen war – und woher das Brüllen stammte, das ihn aus der Bewusstlosigkeit geweckt hatte.

Gegen die Schmerzen in seinem Nacken ankämpfend, wandte er den Kopf. Sein Blick war noch verschleiert, aber der gewaltige Bär war nicht zu übersehen. Er stand oben am Rand des Abhangs und befreite sich gerade von den letzten Dornenranken, durch die er sich gekämpft hatte. Sein dichtes Fell war an mehreren Stellen tief eingerissen und von seinem eigenen Blut verklebt. Auch die Schnauze war voller frischer Wunden. Der Blick seiner kleinen schwarzen Augen war nun weit mehr als animalisch, die Bestie hatte die Grenze von wütendem Hunger und scharfem Schmerz hin zum Wahnsinn überschritten. Der Bär riss das Maul weit auf und brüllte ein weiteres Mal. Roter Speichel flog ihm in dicken Tropfenfetzen von den Lippen.

Raymo erkannte, dass ihn nach dem Kampf durch die Hecke der Abhang nicht aufhalten würde, und rappelte sich eilig auf. Alles tat ihm weh, aber es schien nichts gebrochen. Das Eis knirschte verdächtig unter seinen Robbenfellstiefeln. Er sah sich um. Der See bot keinerlei Deckung – und er war viel zu

groß, als dass Raymo den Bären würde abhängen können. Es gab keine andere Wahl mehr: Raymo musste sich ihm stellen.

Er zog das Jagdmesser aus dem Gürtel und machte ein paar Schritte zurück. Vielleicht hatte er ja Glück, und der Bär würde dort, wo Raymos Sturz das Eis angeknackst hatte, einbrechen und im See ertrinken. Vielleicht könnte Raymo dann ja sogar noch etwas von seinem Kadaver retten und sich endlich wieder einmal satt essen. Der Gedanke war irrsinnig, aber er gab Raymo Kraft.

Soweit es ging, suchte er auf dem schlüpfrigen Eis sicheren Stand und schloss die Faust fest um den Hirschhorngriff seines Messers.

Trotz des Wahnsinns, in den Hunger und Schmerz den Bär getrieben hatten, tastete er mit seiner riesigen Tatze zögerlich den Rand des Steilhangs ab. Er suchte nach einer geeigneten Stelle. Gerade schien er sie gefunden zu haben und mit dem Abstieg beginnen zu wollen, da sah Raymo, wie sich in der Hecke links hinter der Bestie etwas bewegte. Ein Knistern, ein Rascheln. Gleich darauf auch rechts hinter dem Bären. In der Luft lag plötzlich wieder der süßfaulige Gestank von Verwesung. Alarmiert hielt der Bär inne und hob den riesigen Kopf. In dem Moment hörte Raymo ein Kreischen. Es war ein wildes Kreischen, gierig, ungezügelt – und so hoch, dass es Raymo in den Ohren wehtat.

Der Bär wollte fliehen, doch ehe er sich auch nur einen weiteren Schritt in Bewegung setzen konnte, wurde er von irgendetwas in dem Gestrüpp gepackt, brüllte auf. Das Kreischen wurde lauter – es kam nun aus mehreren Kehlen.

Raymo wollte seinen Augen nicht trauen, als er sah, dass der gewaltige Bär mit einem Ruck in die Dornen zurückgezogen wurde; so als würde er nicht mehr wiegen als eine Kinderpuppe aus Stroh.

Raymo sah noch den überraschten Blick des Bären ... wie er vergeblich versuchte, sich dagegen zu wehren, in die Hecke geschleppt zu werden. Dann hörte Raymo, wie das tiefe Brüllen

des Bären sich in einem einzigen Moment verwandelte in ein verzweifelt heulendes Fiepsen. Panisch, mitleiderregend. Es dauerte nur wenige Herzschläge lang, dann erstarb es, und Raymo hörte außer dem Rascheln des Gebüschs nur noch ein gefräßiges, nasses Schmatzen, das Reißen von Fleisch und das Brechen von Knochen.

In dem Moment wurde es Raymo so klar wie nie zuvor: Wenn er leben wollte, musste er das Hochland verlassen.

Er machte auf dem Absatz kehrt und begann zu rennen.

LIZIA

Hofgut »Cassias Hain«

Lizia starrte wie gebannt auf das Fischmesser in ihrer Hand. Wie leicht es doch in den weichen Bauch der Forelle glitt. Frisch vom Schleifstein. Rasiermesserscharf. Wenn sie sich nur trauen würde. Der Schmerz wäre ein kurzer, sagte man immer, und er würde alle anderen beenden. Für immer. Ein Ausweg aus einer ausweglosen Situation.

Das kalte Blut des Fisches lief ihr über die schlanken, mit kleinen Schnitten von der ewigen Küchenarbeit übersäten Finger und machte den Griff nach den Innereien noch schlüpfriger. Lizia packte geübt zu, wie mit einer Adlerklaue, und riss sie heraus, mit Kraft und dennoch vorsichtig, um sie nicht zu zerstören. Sie musste sich in Acht nehmen. Sie durfte weder den Fisch noch dessen Leber verderben, sonst würde es wieder Prügel geben. Kaum ein Tag, an dem es keine gab.

Im Vergleich zu Wild und Weidetieren gab es trotz der mittlerweile schon so lange anhaltenden Dunkelheit noch relativ

viel Fisch hier in den Seen im Norden Twyddyns an der Grenze zu Calda. Fische und das, wovon sie sich ernährten, schienen nicht so sehr auf das Licht der Sonne angewiesen zu sein wie die Tiere und Pflanzen zu Land. Doch sie von unter den Woche für Woche dicker werdenden Eisdecken herauszufangen, war so aufwendig, dass sie fast so kostbar waren wie Gold.

Lizia legte die ausgenommene Forelle beiseite zu den anderen auf ein Holztablett auf der Steinbank neben ihr und löste die Leber mit geübtem Schnitt von den restlichen Innereien. Diese warf sie in einen Trog; sie waren Futter für die wenigen Hunde und Schweine, die es auf dem Hofgut noch gab. Die Leber aber ließ sie in einen flachen Holzbottich zwischen ihren nackten Füßen fallen. Sie würde sie später auskochen zu Tran für die Lampen der Gemächer Mayras, Arl Stu ak Wards kleiner Tochter. »Mayra hat nun mal Angst im Dunkeln«, hatte Mordomo Veigh Burrell Lizia einmal mitsamt einer Maulschelle als Antwort gegeben, als Lizia von ihm wissen wollte, warum man die Leber nicht besser der hungernden Dienerschaft zu essen gebe. Als hätten alle anderen keine Angst vor der Dunkelheit.

Ganz so als wäre sie so unvorsichtig gewesen, das Gedachte laut auszusprechen, erhielt Lizia unvermittelt einen Tritt in die Rippen. So hart, dass er sie seitlich von der Steinbank stieß. Gerade rechtzeitig drehte Lizia sich wenigstens noch so weit ab, dass sie nicht das Tablett mit den ausgenommenen Fischen mit sich riss. Das hätte alles nur noch viel schlimmer gemacht.

»Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du dir die Hände abspülen sollst, ehe du einen neuen Fisch anfässt? Du schmierst sonst das Blut auf das saubere Fleisch!« Es war der Mordomo, Veigh Burrell, der Oberste der Diener, die Stimme so rau wie sein ungepflegtes Äußeres und vom selbstgebrannten Fusel so verzerrt wie sein allzeit sadistisches Grinsen. Er trat noch einmal zu, Lizia ins Kreuz.

Sie biss die Zähne zusammen, um einen Schrei zu unterdrücken. Sie wusste, dass er sich daran weidete, und je mehr man schrie, desto länger spielte er sein brutales Spiel.

»Steh auf, du wertloses Stück!«, rief er, beugte sich zu Lizia hinab und packte sie an der linken ihrer erst seit einem halben Jahr sprossenden Brüste. Er hatte absichtlich am Arm vorbeige-griffen. Seitdem sie angefangen hatte, zur Frau zu werden, nutzte er jede Gelegenheit, sie zu begrapschen. Seine groben Finger fanden durch das dicke Leinen hindurch ihren Nippel und kniffen ihn hart, während er sie daran in die Höhe zog. Der Schmerz war so groß, dass Lizia sich beeilte, von selbst wieder auf die Füße zu kommen, um ihn zu mildern.

Der Mordomo überragte sie um gut zwei Köpfe und beugte sich mit gehässigem Blick zu ihr hinab, so dicht, dass seine Stirn fast die ihre berührte und sein stinkender Atem Lizia ins Gesicht schlug.

Er drehte den Nippel noch ein Stück fester. »Schon von Anfang an, als er dich als Waisenkind hierher auf das Gut gebracht hat, habe ich dem Arl gesagt, du taugst zu nichts«, zischte er. »So zart und zerbrechlich, wie du bist! Und das war, als es die Sonne noch gab. Als das Leben noch ein leichtes war und der Überfluss groß. Jetzt aber bist du nur ein Maul zu viel, das gestopft werden muss.«

Er hielt inne, ganz so als wäre ihm gerade eine Idee gekommen.

Lizia machte sich erst gar nicht die Mühe, sich bei den übrigen Küchenmägden und Köchen nach Hilfe umzusehen. Sie wusste aus Erfahrung nur zu gut, dass sich niemand dem Mordomo in den Weg stellen würde. Außer dem Arl selbst und vielleicht noch der kleinen Mayra wagte das keiner auf dem gesamten Hof, nicht einmal der Stallmeister oder der Hauptmann der Leibgarde, Rykk Lormant. Jeder kannte die Geschichten, was mit denen passierte, die dem einstmaligen Gladiator aus den Kampfgruben Dunuums in die Quere kamen. Das Moor im Sü-

den war voll von namenlosen Gräbern. Männer, Frauen, Kinder – dem Mordomo waren sie alle gleich, und man munkelte, Arl ak Ward habe ihn gerade wegen seiner Grausamkeit und Gefährlichkeit in seine Dienste genommen. Ein großer Haushalt regiert sich leichter mit Schrecken als mit Güte.

Ohne ihre vor Schmerz brennende Brust loszulassen, fasste er Lizia mit der anderen Hand an die Wange. Seine schwielige Haut war rau wie die Borke eines Baums.

»Ja, ich denke, ich weiß, wie wir dein Mäulchen stopfen«, knurrte er, und seine Augen nahmen einen ekelerregend gierigen Glanz an. »Alt genug bist du ja jetzt langsam. Und es wird dich deinen Platz lehren. Heute Nacht reite ich dich zu.«

Obwohl Lizia schon immer gewusst hatte, dass dieser Tag früher oder später kommen würde, drohten ihr nun die Beine zu versagen. Sie riss sich zusammen, um ihre Angst ebenso wenig zu zeigen wie ihren Schmerz. Von den Mädchen vor ihr wusste sie, dass Veigh Burrell am schnellsten das Interesse verlor, wenn man bei allem, was er mit einem anstellte, so gleichgültig tat wie nur möglich.

»Mach die Fische sauber«, sagte er, »und danach bringst du Lady Mayra ihre Vesper. Dicke Milch mit Rübensirup wie jeden Nachmittag. Anschließend gehst du an den See, dich waschen. Nimm eine Axt mit, das Eis ist dick. Wenn du fertig bist, kommst du in den Stall. Hast du verstanden?«

Lizia biss die Zähne fest aufeinander und nickte.

Als er die Küche verlassen hatte, setzte Lizia sich wieder auf die Bank, um ihre Arbeit zu Ende zu bringen. Erst jetzt fing sie an, am ganzen Leib zu zittern. So stark, dass sie das Messer kaum noch halten konnte – und wieder glänzte die scharfe Klinge verlockend. Mit der freien Hand berührte Lizia die Seite ihrer Kehle, fühlte den Puls.

Ein Schnitt nur ... tief und entschlossen ... und alles ist vorüber.

Mit einem Mal saß Taty neben ihr, die älteste der Küchenmägde. Trotz der anhaltenden Hungersnot so feist, aber auch so

gütig wie an jenem Tag vor vielen Jahren, an dem Lizia als kleines Kind hierher auf das Gut Arl ak Wards gebracht worden war. Mit einer sanften Bewegung nahm sie Lizia das Messer aus der Hand.

»Ich kümmere mich um die Fische, Kleines«, sagte sie mit der ihr eigenen einfühlsamen Stimme. »Du gehst und machst die Milch und den Sirup fertig für unsere kleine Lady. Bring ihr außerdem noch ein Schälchen Apfelmus mit nach oben. Du weißt, das hebt ihre Stimmung und vielleicht kann sie dir helfen. Veigh Burrell wird dir nichts antun, wenn Mayra dich unter ihren persönlichen Schutz stellt.«

Für einen Moment keimte Hoffnung in Lizia auf. Lady Mayra hatte drei »Hofdamen«, wie sie sie großspurig nannte. Die Töchter von Landadligen aus Twyddyn. Ihr Leben unter der Fuchtel der verzogenen Göre war alles andere als ein Zuckerschlecken, aber sie waren wenigstens tabu für den Mordomo. Vielleicht könnte Lizia die vierte werden.

Sie merkte, wie vergeblich diese Hoffnung war, und seufzte. »Ich bin eine Waise, Taty. Nicht von adligem Blut. Mayra wird sich nicht dazu herablassen, sich meiner anzunehmen.«

»Wer kann das schon vorher wissen?« Taty zuckte mit den massigen Schultern, während sie einen der Fische mit einer geschickten Bewegung aufschlitzte und die Eingeweide herauszog. »Den Versuch ist es allemal wert. Ihre Familie hat dir schon einmal Gnade erwiesen, als sie dich nach der Blutnacht von Dunuum mit hierher gebracht hat.«

Lizia hatte schon lange niemanden mehr von der *Blutnacht* sprechen gehört. Sie war verbotenes Thema hier auf dem Gutshof. Alles, was Lizia wusste, war, dass Twyddyns jetzige Königin, Rielle, die erste ihres Namens, in jener Nacht vor zwölf Jahren in einem blutigen Staatsstreich die Macht an sich gerissen hatte.

Rielle hatte ihren eigenen Bruder, den Kindkönig Edwn, ermordet und seinen Thron bestiegen. In einer einzigen Nacht

hatten ihre Schergen, die mittlerweile natürlich alle dem Hochadel angehörten, den Palast abgeriegelt und die Königstreuen gemetzelt wie Lämmer zum Frühlingsfest. Man erzählte sich, Rielle habe ihren kleinen Bruder sogar eigenhändig getötet – sein gekröntes Kinderhaupt durchstoßen mit der silbernen Gabel, mit der sie ihm wie jeden Abend das Nachtmahl fütterte. Tagelang danach war die Dienerschaft damit beschäftigt gewesen, die Leichen zu entsorgen und das Blut von Wänden und Böden zu schrubben. Einzig Edwns Gemach soll auf Rielles Geheiß hin so gelassen worden sein, wie es war; glaubt man dem Klatsch des einfachen Volkes, sitzt die von den Jahren mumifizierte Leiche des Jungen noch heute an dem von Spinnweben bedeckten Tisch neben seinem prunkvollen, längst von Holzwürmern zerfressenen Bettchen.

Arl Stu ak Ward war in jener Zeit Regent gewesen im Namen Edwns; sein und auch Rielles Onkel mütterlicherseits. Er und seine Tochter Mayra, die damals gerade einmal ein Säugling war, lebten heute nur noch, weil sie sich in jener schrecklichen Nacht nicht im Palast aufhielten, sondern auf dem Land bei Freunden.

Arl ak Wards Gemahlin Cassia, die Schwester von Rielles verstorbenem Vater Qwntynn, dem früheren König, war wegen einer Unpässlichkeit im Palast geblieben – und zählte zu den königstreuen Gemeuchelten.

Arl Stu ak Ward war von Rielle nach ihrer Krönung vor die Wahl gestellt worden: das Schwert des Scharfrichters oder ewige Verbannung in den Norden, in das Grenzland zwischen Twyddyn und Calda. Ein schon vor dem Weltendonner karges, unfreundliches Land. Arl Stu ak Ward hatte die Verbannung gewählt und jeglichem Anspruch auf den Thron für sich und alle seine Nachkommen für immer abgeschworen.

All das wusste Lizia nur aus Erzählungen. Sie hatte keine Erinnerung an die Zeit vor ihrem Leben hier oben im Norden. Sie wusste nicht einmal, wie alt sie war. Dass sie gerade im

Begriff war, zur Frau zu werden, war kein Anhaltspunkt. Taty nannte sie immer »Spätentwickler«. Es mochte also durchaus sein, dass sie schon fünfzehn oder sechzehn war. Umso merkwürdiger, dass der Teil ihrer Kindheit, den sie in Dunuum verbracht hatte, wie ausgelöscht war. Es war, als hätte irgendetwas einen schwarzen Schleier über die verlorenen Jahre gelegt, den Lizia einfach nicht durchdringen konnte, sosehr sie sich früher auch darum bemüht hatte. Aber das war ebenfalls schon lange Vergangenheit. Heute war es ihr völlig egal. Es änderte ohnehin nichts. Von allen Dienern und Arbeitskräften hier war sie die niedrigste. Die für die Drecksarbeiten, die kein anderer machen wollte.

»Beeil dich«, sagte Taty. »Du weißt, wie schnell die Kleine hysterisch wird, wenn sie auf ihr Essen warten muss.«

Lizia wischte sich mit dem saubersten Fleck ihrer Schürze das Blut von den Händen und ging hinüber zur Anrichte bei der Tür, um das Tablett fertig zu machen.

»Kann ich bitte eine Kerze haben, Taty?«, fragte sie.

Taty schüttelte mit einem bedauernden Lächeln den Kopf. »Die Kerzen sind für die Herrschaften reserviert. Wo kämen wir denn da hin, wenn sie auch uns armen Dienern ein wenig Licht gestatten würden?«

Lizia unterdrückte einen Seufzer, nahm das Tablett mit Lady Mayras Vesper und machte sich auf den Weg in den Wohnturm.

Dass ihre Augen seit dem Weltendonner gelernt hatten, im allgegenwärtigen Dämmerlicht wenigstens einigermaßen zu sehen, war auf der ersten Etappe keine Hilfe. Als Sicherheitsmaßnahme gegen Überfälle von Räubern, plündernd umherziehenden Klans aus dem nahen Hochland und Menschen in Not, waren in den unteren beiden Stockwerken des Turms sämtliche Fenster zugemauert worden. Jeden einzelnen von ihnen zählend, tastete Lizia sich Schritt für Schritt durch die Dunkelheit; die nackten Füße nah am Boden, um nicht versehentlich über unsichtbare Hindernisse zu stolpern. Den freien Arm seitlich

von sich gestreckt, befühlte sie mit den Fingern die Wand zur Orientierung.

Der Duft der Dickmilch und des Sirups stieg ihr in die Nase und ließ ihr das Wasser im Mund zusammenlaufen. So heftig, dass sie schlucken musste. Noch schlimmer aber war der Apfelbrei. Er roch zwar schon ein wenig schimmelig und angegoren, aber dennoch so verführerisch, dass sie sich zwingen musste, nicht wenigstens mit einer Fingerspitze einzutauchen und davon zu naschen. Es war Jahre her, dass sie das letzte Mal einen Apfel geschmeckt hatte. Unvorstellbar, wie frei verfügbar sie früher einmal waren. Die Felder des Gutes, so karg sie auch schon vor dem Weltendonner gewesen sein mochten, waren so voll von Apfelbäumen, dass sie sogar die Schweine damit gefüttert hatten. Jetzt gab es keine Äpfel mehr – und auch kaum noch Schweine.

Lizia hörte das Tappeln der kleinen, krallenbewehrten Füße schon von Weitem. Auch die Ratten hatten die Vesper gerochen. Sie beschleunigte ihre Schritte. Wie die Menschen des Landes hatte der anhaltende Hunger die Ratten zu noch größeren Räubern gemacht. Lizia wusste, wenn sie sie erwischte, würden sie nicht haltmachen bei dem Essen auf dem Tablett.

Sie wünschte sich Schuhe, aber ebenso sehr hätte sie sich auch einen eigenen Palast in Dunuum wünschen können. Die Katastrophe hatte die Menschen in ihrer Not nicht näher zusammenrücken lassen; sie hatte die Kluft zwischen Arm und Reich nur noch größer gemacht. Arme Menschen besaßen keine Schuhe, nicht einmal bei dieser Kälte.

Als sie das erste borstige Fell an ihrer nackten Haut spürte, trat Lizia so fest zu, wie sie nur konnte. Etwas flog durch die Luft, das panische Quietschen abrupt durch ein nasses Klatschen an der Steinwand unterbrochen. Die anderen Ratten – inzwischen mehr als zwei Dutzend, wie Lizia hören konnte – huschten gierig zu dem frischen Kadaver ihres Artgenossen. Zunächst einmal wollten sie sich die leichtere Beute sichern.

Lizia nutzte die Gelegenheit und rannte los. Wenn sie sich nicht verzählt hatte, waren es noch sechzig Schritte bis zur Tür zu den Treppen. Schon nach wenigen Atemzügen wurde das Rascheln, Tuppeln und Quieken hinter ihr wieder lauter. Die Ratten hatten nicht lange gebraucht für ihre kleine Mahlzeit.

Nach fünfzig Schritten überwand Lizia sich dazu, ihr Tempo zu verringern, um nicht versehentlich gegen die Wand zu laufen. Sie tastete mit der freien Hand nach der Tür. An dieser Stelle war es jedes einzelne Mal ihr größter Albtraum, dass jemand auf der anderen Seite den Riegel vorgelegt haben mochte.

Sie fühlte die ersten scharfen Zähne an ihrer Ferse und zugleich mit den Fingern das Holz der Tür. Sie riss so fest am Griff, dass die Tür sofort nachgab und der Schwung ihr beinahe das Tablett aus der Hand gerissen hätte. Eine schnelle Drehung später wischte sie die vorderste Ratte mit dem Fuß in den Gang zurück, zog die Tür hinter sich wieder zu und war in Sicherheit.

Für einen Moment lehnte sie sich mit dem Rücken gegen die rissigen Bohlen, schloss die Augen und verschnaufte. Wenn die Wachen den Vorderaufgang des Wohnturms frei von Ratten und beleuchtet halten konnten, warum nicht auch den Aufgang für die Dienstboten? Lizia machte sich nichts vor, sie kannte die Antwort: Dienstboten waren in diesen Zeiten das billigste Gut überhaupt. Offiziell war die Sklaverei in Twyddyn schon seit mehr als hundert Jahren abgeschafft, aber fast jeder war bereit, zu tun, was auch immer von ihm verlangt wurde, solange er dafür ein Dach über dem Kopf hatte und die Mauern des Guts-hofs als Schutz vor den Plünderern, den Kannibalen ... und auch den Rippern.

Lizia glaubte nicht an die Ripper, aber dass es hier oben im Norden Kannibalen gab, daran glaubte sie. Es war nicht schwer, sich vorzustellen, wozu Menschen bereit waren, um dem Hungertod zu entgehen. Es gab sogar Gerüchte, dass selbst Mordomo Veigh Burrell das Fleisch von Menschen aß. Nur so war es zu erklären, dass er stets bei Kräften war. Bugo, der Stallbur-

sche, der Lizia manchmal dabei half, die Sickergruben unter den Aborterkern der Herrschaften zu leeren, hatte ihr einmal erzählt, dass er den Mordomo heimlich dabei beobachtet hatte, wie er sich nachts vom Hof in das Lager einiger Obdachloser schlich, die vergeblich Schutz auf dem Gut gesucht hatten, und ihnen Woldecken anbot, im Tausch dafür, dass sie einen der ihren opferten und sein Fleisch mit ihm teilten.

Lizia schüttelte sich und stieg die Wendeltreppe nach oben. Bei der Vorstellung war ihr sogar der Appetit auf das Apfelmus vergangen. Weiter oben wurde es endlich ein bisschen heller, und dann erreichte sie das zweite Stockwerk. Hier war der Gang mit Kerzen beleuchtet. Zwei Wachen patrouillierten vor den Gemächern Arl ak Wards und Mayras. Es waren Gek und Aiosh, die Söhne von Hauptmann Rykk Lormant. Die beiden hatten immer den sichersten Dienst, hier oben im Warmen und Trockenen, wo außer den Herrschaften und den Dienern niemand sein durfte.

Gek und Aiosh standen dem Mordomo in Sachen Grausamkeit nicht besonders nach. Sie waren sich ihrer Stellung nur zu bewusst und nutzten sie aus, wo immer sie konnten. Gek war so groß und so massiv wie ein Bulle, aber der Gefährlichere der beiden war der kleine und sehnige Aiosh; was ihm an der Kraft seines jüngeren Bruders fehlte, machte er leicht durch Heimtücke wieder wett. Lizia wusste, dass er Dolche in beiden Stiefeln trug – und sogar einen kleinen unter dem Ärmel seines Kettenhemds.

»Oh, wen haben wir denn da?«, fragte Aiosh mit einem Grinsen, das so kalt war, dass Lizia eine Gänsehaut über den Rücken lief. Er baute sich vor Lizia auf und steckte den Daumen in den Apfelbrei. »Wir haben gehört, Burrell wird dich heute einreiten.« Nachrichten reisten schnell hier oben in der Einsamkeit der Grenzlande.

»Wird ja auch höchste Zeit.« Er nahm den Daumen in den Mund und lutschte ihn schmatzend ab. »Darauf warte ich schon eine ganze Weile. Wenn's nicht so ein Getue wäre, hätt ich's schon längst selbst erledigt. Soll ruhig der Mordomo die ganze

Arbeit machen. Ich nehm dich dann, wenn du erst mal weißt, wie's geht.« Er zwinkerte ihr zu und tauchte den Daumen noch einmal in die Schüssel. »Vielleicht schon morgen. Ich glaub, du lernst schnell.«

Gek gluckste, als hätte sein Bruder einen besonders guten Witz gemacht, und Lizia musste kämpfen, nicht zu würgen. Sie wünschte sich, sie wäre hässlich oder entstellt. Die hässlichen und entstellten Mädchen wurden von den Männern des Guts zwar auch ganz nach Belieben benutzt, aber bei Weitem nicht so häufig wie die anderen. Dafür lebten sie aber auch meistens nicht so lange, weil sie niemanden hatten, der sich um sie kümmerte. Lizia war sich noch immer nicht schlüssig, welches der Schicksale das bessere war.

»Trödle nicht länger«, sagte Aiosh und machte ihr endlich den Weg frei. »Lady Mayra wartet.« Er kicherte. »Und Burrell ganz sicher auch.«

Gek ging voraus und klopfte an die Tür zu Mayras Suite. Geöffnet wurde ihm von Javri, der jüngsten der drei Hofdamen der Tochter des Arl. Sie war klein und knabenhaft, ihr dunkles Haar kurz und kraus.

»Lady Mayras Vesper«, avisierte Aiosh, und Javri signalisierte Lizia mit einem herablassenden Nicken, dass sie eintreten durfte.

Das Gemach war so hell, dass es Lizia schon in den Augen schmerzte. Kerzen und Öllampen überall. Die kleine Mayra stand vor einer Staffelei und malte. Das Talent dazu habe sie von ihrer Mutter geerbt, wurde der Arl nie müde zu betonen, mögen die Götter ihrer Seele gnädig sein. Lizia kannte die Bilder der verstorbenen Frau Arl ak Wards, sie hingen überall im Wohnturm. Es waren wunderschöne Gemälde voller Licht und Schönheit. Mayras Gekrakel hatte mit diesen Kunstwerken nicht das Geringste gemein. In den meisten Fällen konnte man nicht einmal erkennen, was es überhaupt darstellen sollte. Aber natürlich wagte niemand, ihr das zu sagen. Zumindest nicht ins Gesicht. Auch jetzt standen ihre beiden anderen Hofdamen, Zi-

ana und Lele, neben ihr und lobten ihre Pinselführung und die Auswahl des Motivs in den allerhöchsten Tönen.

An jedem anderen Tag hätte Lizia sich beeilt, das Tablett auf das Buffet an der Wand zu stellen und die Gemächer der kleinen Lady so schnell wie möglich wieder zu verlassen, aber heute war nicht jeder andere Tag. Heute ging es darum, Mayras Gunst zu gewinnen.

»Ganz entzückend«, sagte Lizia daher leise mit Blick auf das im Entstehen begriffene Gemälde. »Hervorragend.«

Die anderen Hofdamen verstummten augenblicklich und sahen sie an, als hätte sie laut gerülpst.

Mayra hielt mitten in der Bewegung inne und drehte sich langsam zu Lizia um.

»Wie bitte?«, fragte sie und zog dabei herausfordernd eine Augenbraue nach oben.

Lizia schlug den Blick nieder und machte einen höflichen Knicks. »Verzeiht, Mylady. Das ist mir so rausgerutscht. Die Schönheit des Bilds hat mich dermaßen überwältigt, dass ich das Verbot, in Eurer Gegenwart zu sprechen, für einen Moment vergessen habe. Bitte vergebt mir.«

Mayra fixierte sie misstrauisch. Die kleine Lady trug eines der umgeschneiderten Kleider ihrer Mutter. Goldbrokat mit Taft, bestickt mit fleischfarbenen Perlen weit aus dem Westen der Schwarzen See, wo vor Kurzem ein neuer Kontinent entdeckt worden war: Kutera.

»Wenn es dir so gut gefällt, Dienerin«, sagte Mayra mit ihrer kindlich hohen Stimme, »kannst du mir sicher sagen, was darstellt.«

»Mit Verlaub, aber das sieht man doch auf den ersten Blick«, log Lizia und fluchte stumm in sich hinein. Sie hatte nicht die leiseste Ahnung. Sie hatte noch nicht einmal genau hingesehen – und holte das jetzt eilig nach. Sie erkannte einen gelben Fleck, der in etwa die Form eines Hühnereis hatte.

»Die Sonne«, riet Lizia laut.

Mayra kräuselte spöttisch die Nase. »Das sieht ja wohl jeder«, sagte sie. »Aber wo?«

Da waren noch graue Würfel und Blöcke – mit viel Vorstellungskraft als Häuser zu erkennen. Und ein blauer Strich.

»Dunuum natürlich«, beeilte Lizia sich zu sagen. Es war kein Geheimnis, dass Mayra den Norden abgrundtief hasste, und sie würde kein Bild malen von dem Ort, den sie hasste. Sie würde eines malen von dem Ort, nach dem sie sich sehnte: eines von der Hauptstadt Twyddyns. Somit konnte Lizia sich auch denken, was der blaue Strich bedeuten sollte. »Der Fluss Rahm am Fuß der Palastmauer.«

Mayra klatschte vor Begeisterung in die kleinen, blassen Hände – ganz so wie wenn ihr Schoßhündchen einen besonders putzigen Trick vorgeführt hätte ... bevor es etwa vor einem halben Jahr auf mysteriöse Weise spurlos verschwunden war. Lizia war sich sicher, dass es auf der Speisekarte des Mordomos gelandet war oder auch auf der von Gek und Aiosh.

»Das hat sie gut gemacht, die Dienerin, findet Ihr nicht?«, fragte sie ihre Hofdamen, aber Lizia gefiel die Art nicht, mit der sie dabei lächelte. Es war trotz der zur Schau getragenen Begeisterung kalt und lauernd.

»Ja, ganz reizend«, antwortete Ziana, die Älteste der drei.

»Vielleicht ist Eure Kunst noch nicht erlesen genug, Lady Mayra, wenn sogar schon der Pöbel sie versteht«, spöttelte Javri.

»Wahre Kunst wie die Eure berührt selbst das einfachste Herz«, widersprach Lele.

Mayra grinste höhnisch und trat an Lizia heran. »Menschen niederer Stände haben kein Herz. Sie existieren bloß, uns zu Diensten zu sein.« Mayra reichte Lizia gerade einmal bis zur Brust, aber sie baute sich vor ihr auf, als wäre sie mindestens einen Kopf größer. »Hast du gedacht, es wäre so einfach, dich bei mir einzuschmeicheln? Ich habe schon drei Speichelleckerinnen.« Sie deutete mit einer herablassenden Geste auf ihre Hofdamen. »Anders als du sind sie von edler Herkunft.«

Lizia konnte nicht fassen, dass ihr Spiel durchschaut war, noch ehe sie überhaupt angefangen hatte, es zu spielen.

»Schau nicht so erschüttert«, sagte Mayra. »Meinst du etwa, ich wüsste nicht, warum du hier bist? Glaubst du wirklich, ich hätte noch nicht davon gehört, was der Mordomo mit dir heute Nacht vorhat?«

»Ihr wisst ...?«, begann Lizia.

Mayra schnitt ihr das Wort ab. »Weißt du, die meisten Menschen glauben, dass das, was uns Adlige von euch Pöbel unterscheidet, die Macht ist, die wir in unseren Händen halten. Unser Wohlstand, unsere Soldaten. Doch das ist falsch. Macht ist nur die Konsequenz. Nur das Resultat. Ihr wahrer Ursprung sind Informationen. Sie zu besitzen oder nicht, entscheidet zwischen Kontrolle und Hilflosigkeit. Und der Unterschied zwischen meiner Klasse und der deinen, Dienerin, ist, wie man mit diesen Informationen umgeht, wie man sie zum eigenen Vorteil nutzt.«

Lizia war sich nicht sicher, ob Mayra wusste, wovon sie da sprach, oder ob sie nur etwas nachplapperte, was sie von ihrem Vater gehört hatte. Auf jeden Fall hatte sie keine Ahnung, worauf die kleine Lady hinauswollte.

»Siehst du, so wie jetzt«, fuhr Mayra fort. »Schon als du durch die Tür tratst, wusste ich, warum du hier bist. Also wusste ich auch, dass du versuchen würdest, meine Gunst zu gewinnen. Entsprechend war klar, dass du dabei nicht mein Interesse im Auge hattest, sondern nur dein eigenes.«

»Aber Mylady«, beeilte Lizia sich zu sagen. »Ich könnte euch wirklich ganz hervorragend dienen. Ich ...«

»Oh, das wirst du«, unterbrach Mayra sie erneut. »Zur Unterhaltung. Der ganze Hof wird heute Abend zugegen sein, wenn der Mordomo dich zur Frau macht. Das wird ein ganz vorzügliches Vergnügen. Ein solches Schauspiel hebt die Laune der Meute ganz enorm. Ich habe gehört, in Dunuum gibt es sogar extra Theater, in denen diese Art der Unterhaltung gegen gutes Geld feilgeboten wird.«